

Die alle Sanduhr.

Roman von Ottomar Essing.

(6. Fortsetzung.)

Nelke schloß das Buch. Advokat Sommer hatte freimann auf etwas aufmerksam gemacht? Ja, Advokat Sommer hatte sie mit Thomas gesehen Hand in Hand, aber das konnte es doch nicht sein. Das junge Mädchen wurde unruhig. Etwas wie Furcht vor Advokat Sommer stieg in ihr auf. Was ging es ihn an, wenn sie Hand in Hand mit Thomas spazierte, und was hatte ihr Bruder für ein Recht, sie zu warnen? Sollte sie seine Warnung, sein Rein beachten?

Unter solcherlei Gedanken war Nelke aus dem Zimmer die Treppe hinaufgegangen und fand vor ihrer Stubentür. Da war es ihr, als sei sie zum erstenmal in ihrem Leben vor eine Entscheidung gestellt, ob sie etwas Eigenes fühlen und selbst handeln dürfe, oder ob sie nur Freimanns Schwester war. Eine Entscheidung. Baters Sanduhr fiel ihr ein. Er hatte oft vor ihr gestanden in Stunden des Zweifels und das gefühl, was er dachte, wenn das letzte Rädchen herabfiel. Er hatte ihr geraten, es eben so zu machen.

Heute wollte sie ihr Erbteil antreten, und sie ging in die Stube, wo ihr Vater gearbeitet und sich durchgehenden hatte zu seinem Entschlusse. Sie nahm mit festem Griffe die Sanduhr an den beiden Enden und trug sie in ihr Mädchenzimmer hinüber, und dann kam das Schwere, die Probe. Sie hob den vollen Kolben, der Sant begann seinen Lauf. Nelke sah ihn riefeln und mühte sich ab, ihr Herz zu einer Entscheidung zu bringen, aber je mehr sie sich zu zwingen suchte, desto mehr Zweifel tauchten in ihr auf. Worüber sollte sie sich denn eigentlich entscheiden? Thomas selbst hatte gesagt, ich darf nicht. Und es graute ihr vor seinem Haus.

So war es am Ende doch nur Mittel, was sie für ihn wußte, und er wollte am Ende nichts anderes von ihr als ihre Freundschaft? War das so, dann konnte sie ihm gar nicht mehr geben, selbst wenn sie noch mehr für ihn in sich fühlte.

Hat sie das? Die Antwort darauf war schwierig, und der Sand riefelte unheimlich weiter. Und wenn es ist, Freimanns Nein war so hart, sie wagte nicht, ihm zu trotzen. Nur der wenige Teil der Augen war noch mit Sand gefüllt. Sie fand keine Entscheidung. Ihre Gedanken flatterten umher, und sie hatte solche Angst, daß sie nicht zu einem Ergebnis kam. Die Angst aber hinderte sie erst recht am scharfen Denken.

„Sie wurde matt, sie wußte nicht mehr, worüber sie sich entscheiden sollte. Ihr Gedanke, daß sie geträumt habe, als sie neben Thomas sah und auf etwas wartete, das sie noch nie erlebt hatte und nie wieder so erleben würde.“

Das letzte Korn rann herab. Nelke weinte. Weinte, weil ihr das Erbteil des Vaters nicht das gegeben hatte, was es nach ihres Vaters Wunsch ihr geben sollte. Sie war nicht zu einer Entscheidung gelangt, so meinte sie, und sie hatte recht, denn in Wahrheit hatte sie sich nur gebeugt unter das Nein ihres Bruders.

Nun hätten die Roggenfelder und selbst Tante Lita, obgleich sie ein so scharfes Gedächtnis besaß, wie es nur immer einer regierenden Bürgermeisterei zulang, das Ereignis mit dem ganz merkwürdigen Mann wohl allmählich vergessen, denn man konnte nicht behaupten, daß in Roggenfeld nichts passierte. O nein, es war ein lebhafter Ort, wenn natürlich auch nicht jeden Tag etwas Bedeutendes geschähe konnte wie ein Unglücksfall, wobei einer zu Tode kam, oder der Besuch von einem Menschen, über den man auch ein gar nichts erfährt. Kleine Dinge können auch interessant sein, und die Roggenfelder wußten aus allem etwas zu machen.

Aber der merkwürdige Mann hatte es wohl darauf angelegt, daß die Stadt nicht über ihn zur Ruhe gelangen sollte, denn man fand sich, am Dienstag nach dem Himmelfahrtstag so gegen Mittag stieg er wieder aus dem Zug, der von Neumünster kam, und ging wieder durch die Straßen, aber diesmal nicht allein, sondern er hatte neben sich eine Dame, die tief in schwarz geleidet war und einen Schleier trug.

Der fremde Herr mit der jungen Dame — denn daß sie jung war, konnten die feinsinnigen Roggenfelder trotz des Schleiers merken — traten nicht erst in „Stadt Klet“ ein, um zu fröhlichen, sondern sie gingen gleich nach der Lindenstraße und traten in das Haus ein, in dessen Vorgarten Lehmanns bei den Rosen beschäftigt war.

„Könnte ich die Wohnung noch einmal sehen?“ fragte der Herr in seiner höflichen und doch gemessenen Art.

„Bitte, bitte sehr“, rief Frau Müller, die schnell hinaufkam und unterwegs ihre Schürze abband. Der fremde Herr und die Dame schritten die Treppe hinauf, und Frau Müller folgte ihnen. Sie besahen alle Räume.

Der Fremde nicht wieder und fragte: „Gefällt es Dir, Flora?“

„Ja, Papa.“

„Nun also, warum dann nicht?“ meinte der fremde Herr. „Mama ist mit allem einverstanden.“

Jetzt nicht die Dame und schlug den Schleier zurück. Das war ein hübsches Gesicht, mußte Frau Müller denken, denn, und sie pries die Wohnung noch einmal so eifrig an, und ihr Mann, der sich eben nur die Hände gewaschen hatte und dann nachgedenken wollte, gab ihr überall recht, wenn er auch sie und da einen gar zu begeisterten Ausdruck seiner Frau, wie ruhig und trocken die Wohnung sei, aus Gerechtigkeitsförm und Gewissenhaftigkeit etwas abmilderte.

Der Fremde wandte sich nun an ihn: „Mein Name ist Durenhardt.“

Den Namen fand Frau Müller wieder sehr schön, sie machte so etwas wie einen Knick und sagte beschleunigt: „Wir heißen man bloß Müller, und mein Mann ist hier an der Rechtsanwaltschaft.“

Der Fremde verbeugte sich: „Ich möchte die Wohnung mieten.“

„Ja“, sagte Lehmann, „das Haus gehört Herrn Rechtsanwalt Thorsen.“

„Ich bin mit ihm verwandt“, warf Frau Müller ein.

„Wenn auch nur entfernt“, sagte Lehmann, „um jede Verleumdung zu vermeiden. Wenn Sie sich also an Herrn...“

„Du kannst ja mitgehen, Müller.“

„Ja, gewiß.“

Das junge Mädchen, das den Schleier wieder vorgezogen hatte, grüßte Frau Müller freundlich, und die drei wandelten durch die Lindenstraße nach dem Ullmangarten zu Rechtsanwalt Thorsen.

Unterwegs erkundigte sich Herr Durenhardt nach allerlei, und Lehmann gab ihm Antwort auf alle Fragen. So kamen sie zu Rechtsanwalt Thorsen, und Lehmann trat mit ein, aus Gewissenhaftigkeit, da er so etwas wie der Hausverwalter in der Lindenstraße war.

Der fremde Herr gab Anna seine Karte, die sie zwischen Daumen und Fingerspitze mit der Schürze und brachte sie in das Bureau. Dann bat sie die Herrschaften näherzutreten.

Freimann stand am Schreibtisch, verbeugte sich und warf noch einen Blick auf die Karte, die auf einem Stapel Bücher lag. Er sah ein wenig verwundert auf den älteren Herrn, welcher sich aber schnell und sagte: „Bitte sehr, Herr Premierleutnant...“

„Sie nahmen Platz, und Lehmann Müller setzte sich an die Thür hin.“

„Ja“, begann Herr Premierleutnant Durenhardt, „wir haben bis jetzt in Altona gewohnt. Aber meine Frau ist kränzlich, sie soll lieber an der Döfse in einer ruhigen Stadt leben, und es ist auch sonst etwas, das uns bewegt...“ Er schaute seine Tochter an, und Freimann bemerkte, daß sie schlief war. „Wir sehen uns das heute. Ihre Stadt hat mir gefällig, als ich fast zufällig hier war, sehr gefallen, und so habe ich mich kurzerhand entschlossen.“

„Denken die Herrschaften, sich dauernd hier niederzulassen?“ fragte Rechtsanwalt Thorsen.

„Soweit man es übersehen kann, ja“, antwortete der Premierleutnant.

Nun kamen sie auf die Wohnung zu sprechen und wurden rasch einig, Durenhardt feilschte nicht wegen der Miete, obgleich Freimann in aller Eile den Preis um fünfzig Mark aufschlug.

Man besprach allerhand andere Dinge, und Herr Müller sagte abien, denn er fühlte sich nur so lange verpflichtet und berechtigt zu bleiben, als von der Wohnung geredet wurde. Premierleutnant Durenhardt rief ihm ein freundliches: „Dante schön!“ nach, als er sich unter Verbeugungen empfahl.

Nelke erhob sich und Freimann stellte ihr die neuen Miether vor. Die Herren rauchten eine Zigarre zusammen, und die beiden jungen Damen machten einen Gang durch den Garten.

„Wie es Ihnen hier nicht einfallen?“ fragte Nelke. „Roggenfeld ist sehr klein.“

„Ich wünsche mir nichts als Einfachheit“, erwiderte Flora, und Nelke wunderte sich darüber, wie tief ihre Stimme klang. Flora ging jetzt ohne Schleier, sie trug das Haupt etwas nach vorn, aber nicht gefenkt, sondern so, daß sie das runde Kinn ein wenig in die Höhe streckte.

„Nichts als Einfachheit“, wiederholte Flora.

„Ja, gegen die laute Stadt...“ entgegnete Nelke nachgiebig. Dann wollte sie aber nicht ganz ohne eigene Meinung sein, „aber auf die Dauer kann das Einfache drückend werden, und wenn Sie das andere Leben gewohnt sind...“ Sie murmelte noch etwas von „die erste Zeit wohl...“ aber dann... Sie hatte manchmal, wenn sie befangen war, die Sitte, die in Roggenfeld gang und gäbe war, die Sätze am Ende der Rede nur anzudeuten, und sobald sie verlegter war — und wie leicht wurde sie nicht verlegen, namentlich wenn sie ein bißchen eigenen Muth gezeigt hatte, brach sie nur die Broden von den Sätzen ab und schob sie halb laut hin: „Zuerst...“ aber dann...

Unmuthig sog sich Flora's Augenbrauen zueinander hin wie ein Paar

Wollen, die von entgegengesetzten Winden aufeinander getrieben werden. Das kam von dem Unbehagen über Nelkes Murren, über die hin- und hergehenden Sätze. Flora besaß abstrahlende Gegenkraft zu Nelkes Geflüster: „Ich werde nichts entbehren und meine Eltern auch nicht, wir wollen für uns sein.“

Der kräftige Ton, das Männliche, wie Nelke bei sich sagte, war für das junge Mädchen eine Welle, die sich über den Kopf und den Rücken entwirrt und wurde erfüllt, dadurch belam ihr Geist mehr Lebhaftigkeit, und es wachte schon eine Neugier in ihr auf, warum diese Herrschaften für sich sein wollten.

„Sie haben Trauer, Fräulein?“ fragte sie, und ihr Blick streifte über Floras schwarzes Kleid, dessen elastischer Schoprod bei Floras elastischer Schritt in einer Art schwanzend-schwebender Bewegung war.

„Ja“, antwortete Flora, und Nelke, die schon Angst gehabt hatte, sie möchte ihr die Neugier überkommen, hörte aus diesem Wort kein Mißtrauen, keine Bestimmung heraus. „Mein Bräutigam ist gestorben.“

Das klang einfach, aber seine Stimme gitterte gar nicht dabei, aber es war merkwürdig, sie betonte jede Silbe dieses Satzes gleich schwer.

Was Flora erzählte, war Nelke fremd: das ein Bräutigam starb, hörte sie wohl heute zum erstenmal in ihrem Leben. Ein Bräutigam konnte sterben? Ein Bräutigam war für Nelke das Urbild schwelender Lebens. Ja, es war ein großes Geschick, einen Bräutigam verloren zu haben, denn alles, was die anderen erleben, erschien Nelke groß, während ihr eigenes Unglück dagegen ins kleine hinabsank. Ihr eigener Schmerz war bescheiden und ließ andere Schmerzen vorzuziehen.

Ein Bräutigam verlieren... Zwei Schritte lang redeten die beiden jungen Mädchen nicht miteinander. Nelke wollte ein bedauerndes Wort sagen, aber sie fand keine, das dieses Unglücks würdig gewesen wäre. Flora hob wieder an: „Er war Müller. Er hätte eine Zukunft gehabt, und wir beide hätten zusammen arbeiten können.“

Sagte sie das zu sich selbst oder zu Nelke? Nun, jedenfalls konnte sie in der Gegenwart des jungen Mädchens sagen, das was ein Zeichen dafür, daß Nelke ihr nicht mißfiel. „Wir lernten uns bei einer Antiquenauführung kennen, da dirigierte er die Chöre, und ich spielte die Antigone.“

„Auf dem Theater?“ Nelkes Ehrfurcht wuchs, ihre Neugier wurde schärfer.

Flora schüttelte den Kopf: „Ich bin feinerwegen nicht zum Theater gegangen. Ich wollte, weil er mich darum bat und ich ihn liebte, lieber eines Künstlers Frau als selbst Künstlerin sein. Wir spielten die Antigone in einem Fest, als Professor Mühl, der viel über Schopenhauer geschrieben hat, achtzig Jahre alt wurde.“

Nelke hatte nie etwas von Professor Mühl gehört. Wie selbstherrlich händlich Flora die Worte Sophokles und Antigone aussprach. Nelke hatte diese Worte nur in der Literaturstunde bekommen, und wenn sie sie ansprach — das wußte sie — so fete ihr das ein bißchen Mühe, weil sie nicht an die fremden Namen gewöhnt war. Sie würde sie sprechen, als ob sie noch hinter der Schulbank säße.

Flora sagte: „Es ist mir nicht leicht geworden, ihm das Versprechen zu geben, von der Bühne zu bleiben. Aber nun — ja, ich bin jetzt frei, und mir ist, als müßte ich ihm das Versprechen halten. Einfachheit...“

Für Nelke war die kleine Unterhaltung, die sie jetzt mit Flora Durenhardt hatte, ein Ereignis. Nelke hatte bei den Jähren ein rechtliches Vertrauen, um sich auszusprechen, das dem Bewußtsein entsprach, die eigenen Geschicklichkeiten seien auch für andere Leute das Allerwichtigste. Flora Durenhardt aber war nicht rechtlich, sie hat auch nicht als wollte sie Nelke Vertrauen schenken.

Nelkes Wangen rötheten sich wie von einer Fremde, und sie hatte auch eine Fremde. Fräulein Durenhardt zog hierher, und sie würde öfters mit ihr zusammen sein. Flora schaute sie an, und ihr Gesicht wurde freundlich, sie spürte kein Mißbehagen mehr, denn die gerötheten Wangen machten Nelke hübsch. Da trafen sich die Augen der beiden jungen Mädchen, und ebenso wie in Nelke, nur ein gut Teil mehr unter Herzlichkeit gehalten, sprachte auch Flora die Fremde auf, die nie allein in einem Herzen entsteht, sondern stets in zweien zugleich.

Sie sprach: „Nun habe ich hier heute schon eine Bekanntschaft gemacht und bin nicht mehr ganz fremd in Roggenfeld.“

„O, Fräulein Durenhardt ich werde Ihnen nicht viel sein können.“

„So wollen wir nicht reden, nicht wahr?“ fragte Flora. „Wir Menschen können einander immer viel sein, wenn wir gut zueinander sind, und ich glaube, das werden wir.“

Sie standen still, sie prüften einander. Der fremde Herr, sie prüften einander. Der fremde Herr, sie prüften einander. Der fremde Herr, sie prüften einander.

„Ich bin unpraktisch in einer neuen Stadt, und meine Elternmutter ist es noch mehr — wegen ihrer Nerven — sie darf sich nicht um viel kümmern, und ich werde mir eine Menge Rathschläge von Ihnen holen.“ Sie sah sich im Geiste mit einem Korb in Nelkes Haus treten, und so dachte sie auch daran, wie werden wohl die anderen Hausbesitzer aussehen? „Ihr Herr Bruder ist verheiratet?“

„Nein“, entgegnete Nelke, „ich sage für ihn. Und mein Vater...“ Sie erzählte das Langlad und bemühte sich — so sehr hatte Flora schon auf sie eingemirkt — alle Neugierigkeit abzutun und nur das einfache That-sächliche zu berichten. „Sont sind wir keine Geschwister, aber wir haben viel Familie hier“, schloß Nelke.

Auch in dieses Haus war also der Tod unheimlich und jählings eingetreten. Flora sah die Wand hinauf, wo der Wein anfang, sich zu entfallen.

Noch drei- oder viermal gingen die Damen langsam um das Rechte, das der Garten gleich einschloß. Ihre Worte floßen rasch von den Lippen, sie waren offen zu einander und langsam sich bald gut. Zulezt blieb Flora stehen: „Ich kann meinen Papa nicht warten lassen.“

„Ach“, bat Nelke, „die Herren unterhalten sich, die haben noch manches zu besprechen.“ Sie ging wieder an zu gehen und zwang auf die Art Flora, mit ihr zu kommen. „Müllers sind gefällig, und wenn sie irgendetwas müssen...“ so leitete sie, die sonst Schwache und Unselbständige, das Gespräch. „Und noch drei- oder viermal gingen die beiden jungen Mädchen um das lange Rechteck des Gartens.“

„Ja“, sagte der Premierleutnant, als Flora und Nelke wieder in das düstere Zimmer traten, „ja, es wird Zeit, wir halten die Herrschaften auf.“

„O nein!“ rief Freimann und behauptete dann, was man in solchen Fällen immer zu behaupten pflegt. Sein Auge hatte sich an Flora, die ihm frei im Gesicht blühte, sie konnte ihn auch schon etwas durch Nelkes Erzählung.

Freimann hatte, als er auf Flora blickte, die Miene des Mannes, der vor einer ihn fesselnden Frau steht. Was der Mann im Anblick einer solchen Frau genießt, und was ihn so einnimmt, daß er sie schön nennt, das fähig ist nicht, sondern gibt ihm die Sehnsucht, sich immer an der Schönheit zu erfreuen.

So stand Freimann vor Flora. Und dann war er glücklich genug. Nelke einen Wink zu geben, und die Begriffe ihn und lud die Herrschaften zum Mittagessen ein. Aber Durenhardt's Lächeln, die sie wollten am Nachmittag wieder in Altona sein. Sie nahmen nur einen Imbiß und schieden, um eilig nach dem Bahnhof zu gehen.

„Also endlich vermiehet, und fünfzig Mark mehr“, sagte Freimann zu Nelke. „Die Leute gefallen mir. Das ist die reine Juno.“

„Antigone“, antwortete Nelke.

„Wie denn?“

Nelke berichtete ihm, was sie von Flora erfahren hatte.

„So, so“, rief Freimann. „Will sich hier in ihrem Schmerz vergraben. Nun, vielleicht hat ihr die Ruhe so gut, daß sie aus ihrem unterirdischen Gewölbe heraustritt.“

„Ich freue mich, daß sie herzieht, ich glaube, das junge Mädchen und ich werden uns gut verstehen.“

„Von mir und dem guten Fräulein hoffe ich das gleiche, Schwesterchen“, sagte Freimann und zückte seinen Bart. „Das war heute keine Unterhaltung für Nelke. Sie sprach nicht weiter von den Durenhardts, und Freimann hatte zu thun.“

Nachmittags aber kam Tante Lita an. Da mußte schon über die Fremden geredet werden.

„Ja, was ist das nun wieder?“ fragte Tante Lita. „Was sind das für merkwürdige Menschen? Ich habe Erberbet gesagt, er soll Erbunigungen einbringen, Erberbet will natürlich nicht.“

„Ist wohl auch nicht nötig, liebe Tante“, antwortete Freimann und zuckerte sich leise, als wollte er dem Herrn Bürgermeister nachahmen, wie der ihm redet gab.

„Premierleutnant?“ sagte Tante Lita.

„Ja, Tanten.“

„Gott, wie kann denn so ein alter Mann noch Premierleutnant sein.“

„Außer Diensten, Tanten. Das ist schon möglich, wenn er früh abgegangen ist.“

„Und das Fräulein?“ wandte sich Tante Lita an Nelke.

Nelke wäre es als ein Vertrauensbruch vorkommen, etwas von Flora zu ihrer Tante zu sagen. „Sehr nett ist sie“, wußte sie darum aus.

„Nein, ja, das kannst Du noch gar nicht wissen. Im übrigen find hier so viele junge Mädchen, daß nicht die Hälfte davon heirathen kann, und wenn dann noch von auswärtigen solche auffallende Personen zuziehen.“

„O nein, Tante Lita, auffallend...“

„Wenigstens merkwürdig. Wie sie sich hält und diese Stiefel, solche Uebel.“ Tante Lita wies gut sechs Zoll Freimann, Du hast ja nun vermiehet, Dir gehst das Haus auch, aber richtig finde ich es nicht, daß

Du uns nicht gefragt hast. Es ist schließlich keine Privatangelegenheit, hierher zieht.“

Der Mann macht einen sehr wohlhabenden Eindruck.“

„Nach dem Geld kann man nicht gehen. Ich kann mir nicht helfen, aber es sind merkwürdige Leute.“

Das war und blieb Tante Lites Urteil über Durenhardts, und die Roggenfelder, mit denen sie die Sache besprach, gaben ihr recht, und doch hätte im Grunde feiner zu sagen gewußt, worin eigentlich die Merkwürdigkeit dieser Leute bestand.

Am 1. Juli zog Herr Premierleutnant A. Durenhardt mit seiner Frau und seiner Tochter in das Thorsensche Haus in der Lindenstraße ein. Es war Nummer zwei- und zwanzig. Lehmann Müller, der auf dem Seminar Mnemotechnik gelehrt hatte, besaßte, man könne sich diese Zahl leicht merken, man brauche bloß an Linien zu denken, darin lagen die Vokale i und e vor, die Vokale waren auch in der Zahl vier enthalten, und die vier theilte man in zwei neben zwei ab, das wurde zweiundzwanzig ausgeprochen. Auf so einfache Weise konnte man es sich merken, daß man Lindenstraße zweiundzwanzig wohnte. Die Mnemotechnik war doch ein großer Segen.

Aus dem Möbelwagen wurde eine Menge seiner Sachen ins Haus gebracht: Kaufmanns Korbhüter, der eine chinesische Papierlampe in seinem Laden hängen hatte und sich besah auf das Orientalische verfahren mußte, verfiel, es seien zum Theil japanische Möbel, und Tischler Mezes stimmte ihm zu und lagerte über die auswärtige Konkurrenz. Dagegen konnte man nicht anarbeiten. Man sah draussen nicht viel von den merkwürdigen Leuten, aber sie wurden, wenn sie sich zeigten, namentlich von den Kaufleuten begrüßt. Wenn einer als Premierleutnant abging, so mußte er Geld haben, also konnte man höflich sein. Es fidierte auch durch, daß Premierleutnant Durenhardt ziemlich hoch in der Steuerklasse.

Als dem Bürgermeister zu Ohren kam, daß wieder einmal Steuergeheimnisse vertragen waren — denn es kam häufig vor, weil die Roggenfelder ihre Charakterstudien nach den Steuerzetteln trieben... der Bürgermeister also war sehr aufgepaßt und hätte fast seine Frau darum gescholten. So viel Mühe konnte er nun freilich aus allen Affären nicht zusammenfassen, aber sein „Ehem“ klang recht ungehalten, als er zu seiner Frau sagte: „Du hast Dir natürlich wieder von Müller die Listen zeigen lassen.“

Tante Lita wußte, daß die beste Abwehr der Angriffe ist.

„Erberbet, wenn Du solche Verdächtigungen in der Stadtorde-nung ausprüfst, was denkst Du wohl, was die Zeitung schreiben wird?“

Der Bürgermeister schloß die Lungen, aber er ergab sich nicht. „Hier ist nicht Stadtorde-nung.“

„Doh, nun wollte Tante Lita die Lungen aber erst recht in das bürgermeisterliche Vieh einschlagen.“

„Nein, fremden Menschen gegenüber müßte ich es natürlich nicht wagen, solche Verdächtigungen auszusprechen, aber zu Deiner eigenen Frau...“

„Ehem, Lita, nein, aber Du mußt doch sagen, Du hast es herausgebracht.“

„Erberbet, ich kann Dir nur schwören, ich habe keine Listen gesehen. Ich verführe keinen Beamten zum Ver-rath des Amtseigenen.“

„Ja, aber es weiß doch die ganze Stadt“, sagte Erberbet weinerlich, „und es ist doch durch Dich heraus-gekommen.“

„Erberbet, wenn ich als Bürgermeister nicht ein bißchen was Neues weiß, wer soll es denn wissen, wie? Das bin ich meiner Stellung schuldig.“

Tante Lita fand, daß über diesen Gegenstand schon viel zuviel geredet worden war, deshalb ging sie auf ein anderes Gebiet über. Also Punkt zwei der Tagesordnung.

„Denkst Du, daß sie Besuche machen? Es sind drei Wochen her, es sollte schon Zeit sein.“

„Erberbet, ich habe die Besuche gemacht, Du hast es überhaupt nicht nötig, daß sie Besuche machen?“

„Du findest das natürlich nicht?“ fragte Tante Lita.

„O, so schlaue war Bürgermeister Erberbet nun auch im Lauf der Jahre geworden, er wollte sich wohl hüten, das natürlich nicht zu finden.“

„Ja, ja“, erwiderte er deshalb, „ich finde, wenn sie Besuche machen wollen, dann ist es gut; wollen sie es aber nicht, so kann man es ihnen auch nicht vorschreiben.“

„Vorschreiben? Ach, Erberbet, wofür bist Du denn Bürgermeister, wenn wir nichts vorschreiben dürfen? Wer dürfte es denn? Es gibt Vorschriften, die gar nicht aufgeschrieben sind, weißt Du nicht?“

„Ehem, ja, so mehr Gewohnheitsrecht.“

„Nein, aber Anstand“, sagte Tante Lita und schob den Kopf nach vorn, wie ein Hund es thut, wenn es einen Regenwurm aufspüren will. „Anstand, Erberbet, und ich möchte nicht, daß

durch diese merkwürdigen Leute der Anstand in Roggenfeld zu leiden hätte. Wächst Du das? Es gehört sich einfach, daß sie bei uns und bei den andern, die etwas zu sagen haben, Besuche machen. Wozu sind sie denn hergezogen?“

„Sie wollen Ruhe haben“, bemerkte der Bürgermeister.

„Ruhe, Erberbet, Ruhe ist das Wichtigste. Die Hauptsache ist, daß die Leute Rücksicht auf uns nehmen, sonst hätten sie hier nicht hergezogen brauchen. Ich bin neugierig, wie das abläuft.“

Im Geiste sah Tante Lita im Stadtbücherei, klingelte und rief: Punkt drei der Tagesordnung.

„Wie denkst Du Dir das nun eigentlich mit Achim?“

Wenn sie sich doch nicht immer so unklar ausdrücken wollte. Was sollte sich Bürgermeister Erberbet nun wieder mit Achim denken? Aber er wieder nicht verdrängen, daß er seine Frau nicht verstand, sonst belam er einen Ordnungsruf.

„Ja, ehem ja“, meinte er deshalb. Darunter, so dachte er, würde wohl ein Ton sein, den Tante Lita als Antwort auf ihre Frage anerkannte.

Er hatte Glück, Tante Lita sagte: „So meine ich, auch, Erberbet. Es muß nun bald etwas geschehen. Nelke kommt in die Jahre.“

Nun ging Bürgermeister Erberbet ein Licht auf.

„In die Jahre, ja“, wiederholte er. „Warum sollte Nelke nicht in die Jahre kommen?“

„Und Achim auch“, fuhr Tante Lita fort.

„Ja, Achim auch.“ Bürgermeister Erberbet hatte darüber noch gar nicht nachgedacht.

„Und was denkst Du nun zu thun?“ fragte Tante Lita.

Erberbet rief sich die Schläfen.

„Natürlich nichts, nicht wahr?“ sagte Tante Lita, hand vor ihm und lag ihn scharf von unten an. „Du kannst überhaupt nichts thun!“

„Aho Gott sei Dank, dann war es ja aus der Angst heraus. Ueber Heirathsgeschichten sprach er überhaupt nicht gern, er war nicht Standesbeamter.“

„Nämlich“, sagte Tante Lita wie-tam und begründete den dritten Punkt der Tagesordnung ausführlich. „Aber um ich darauf zu sprechen kam. Da ist diese Durenhardt, ich glaube, sie heißt auch noch Flora. Kannst Du Dir ein junges Mädchen denken, das Flora heißt?“

„Ja, warum nicht, das hat sie ja auch auf dem Meldeamt eingetragen.“

„Ich frage, ob Du es Dir innerlich denken kannst?“ fragte Tante Lita.

„Ach so, innerlich, ja.“

„Wie man jemals Flora taufen kann, das bleibt mir ein Räthsel.“

Da hatte Tante Lita recht, Bürgermeister Erberbet hätte nie ein Mädchen aus den Namen Flora taufen lassen, und wenn seine Frau ihm jeht geschenkt haben würde.

„Wenn eine Flora heißt“, fing die Rede der Vorlesenden wieder an, „dann muß sie fotetieren, ob sie will oder nicht.“

So tief hatte Bürgermeister Erberbet nicht in die weibliche Seele hineingehaut. Was Fotetieren war, wußte er überhaupt nicht. Mit ihm hatte nie eine Fotetiere, und seine Frau am allermeisten.

„Und das thut sie“, ging die regierende Bürgermeisterin tapfer auf den Feind los.

„So?“ Der Bürgermeister machte ein sehr bedenkliches Gesicht. „Ja, was soll man dabei machen?“

Die Frage war viel zu früh ge-stellt. Tante Lita erleichterte erst ihr Herz, wie merkwürdig Flora Durenhardt durch die Lindenstraße gebe, und wie ihr alle nachsäßen, und neu-lich sorg...

„Denke Dir, da komme ich die Schützenstraße lang, und vor mir geht diese — diese — na ja, Flora, und ich denke, sollst mal sehen, wie sie hinget, und gehe hinter ihr her, und an der Ecke bei Reimanns, wer kommt da?“

„Ehem?“ fragte Bürgermeister Erberbet.

Natürlich Achim, Dein Achim.“

Warum das natürlich war, daß Achim um die Ecke bei Reimanns kam, wußte Bürgermeister Erberbet wieder nicht.

Natürlich, Dein Achim. Und nun daß auf. Er sieht mich nicht, und als er diese — diese, na ja, Flora trifft, da grüßt er sie, und sie grüßt ihn auch, und dabei kennen wir uns noch gar nicht. Und wie sie weitergeht — wie sie weitergeht, da dreht sich Dein Achim nach ihr um. Was sagst Du nun?“

„O“, sagte Bürgermeister Erberbet, „ja, die jungen Leute.“

(Fortsetzung folgt.)

— F a c h a u s b r u d. „Wie geht's dem Baron?“ — Seine Gläubiger finanziert ihn jetzt in eine Konvaleszenz um.“

— B e t e r W e i s. Direktor (einer Aktien-Gesellschaft zum Ver-rath): „Wie sind Sie mit der neu angestellten Dame zufrieden, ist sie den angestellten Herren gleich zu er-scheiden?“ — Bureauchef: „Vollkommen, sie hat schon am ersten des Mo-nats Beschuß genommen.“

Für die Küche.

Gebadener Schellfisch oder Dorseth. Der gut gepuete und gereinigte Fisch wird von Haut und Gräten befreit, in Stücke geschnitten und für 1—2 Stunden mit Salz und Pfeffer, gehackter Petersilie und geriebener Zwiebel nebst reichlich Zitronensaft mariniert. Eine Stunde vor dem Anrichten trocknet man die Stücke beifam ab, wendet jedes in Mehl, dann in geschlagenem Ei, dann in geriebener Semmel und bädt sie in kochendem Schmalz auf allen Seiten zu schöner goldbrauner Farbe. Dasen wird Kopsalat servirt.

Gerollte Hammelbrust. Man bereitet eine gute, fleischige Hammelbrust von den Knochen, reibt sie mit Salz ein, bestreut sie mit feinen geschmit-tenen Zwiebelringen, rollt sie zusammen, legt sie in zerlassene Butter und läßt sie darin überall andünsten. Dann gießt man so viel Fleischbrühe oder Wasser dazu, daß das Fleisch bedeckt ist, giebt gerahmten Butterweert und Gewürz hinein und läßt die Brust langsam weich dampfen, nimmt das Fleisch heraus, entfettet die Brühe, rührt sie durch ein Sieb, verlost sie mit einer bunten Mehlbrenne und wirzt sie mit einem Glößel Ropern.

Eminee von Hammel-fleisch. Ein Stück rohes Lendenfleisch vom Hammel nebst 7—8 Unzen Fett werden ziemlich fein gebad und würflich geschnitten, dann füllt man einen Theißelvoll Salz, etwas feinen Pfeffer, eine Prise Capernepfeffer, zwei in seine Würfel geschnittene kleine Zwiebeln oder Schalotten, einige Röllchen eingemachter junger Erbsen oder ein Bündchen gepuften, zerfchnittenen Spargel, einen zerfchnittenen, jungen Salatkopf, einen Zwölftel Thymian, 3 Unzen Butter und eine halbe Dörrsalze Wasser dazu, läßt alles zusammen unter öfterem Umrühren 2—3 Stunden auf gelindem Feuer schmoren und rührt es im Reiskraut an.

Russländische Fleisch-schnitten. Man hat 2 Pfund rohes, von allen Sehnen befreites Rind- oder Lamm- oder Hammelfleisch mit ¼ Pfund feinem Rierensalt. Nach Belieben oder im Nothfall kann man auch Schmeinfleisch nehmen, es muß aber sehr mager sein. Dazu füllt man 1—2 Eier, ¼ Pint diebe Sahne, 6—7 Glößel geriebene Semmel, etwas Salz, Pfeffer, gehobenen Ingwer und Muskatblüthe, macht von dieser Masse runde, breitgerunde Fleischstücken, die man nach Belieben in etwas geriebener Semmel wälzt, und brät sie in ungefähr 100 Gramm geschmolzener Butter auf beiden Seiten goldbraun. Dann gießt man, sobald die Schnitten herausgenommen und auf eine warm-gehaltene Schüssel gelegt sind, etwas heißes Wasser in die Butter, läßt das Wasser verdampfen und verlost sie schnell mit ¼ Pint wieder laurer Sahne. Die Sauce wird über die Fleischschnitten gefüllt und ein Rand von Kartoffelpüree rund herum geschichtet.

Gepöcktes Kalbsherz. 1—2 Kalbsherzen werden, nachdem man die Arterien und Sehnen herausgeschitten hat, gewaschen, abgetrocknet, mit feinem Specksalz gespickt und in 3 Unzen zerlassene Butter gelegt. Dazu füllt man 8 Pfefferkörner, ein Lorbeerblatt, 2 Zwiebeln und 2 zerfchnitene Mörrüben, läßt die Herzen auf gelindem Feuer weich dünsten, wobei man, kurz bevor sie weich sind, ein bis zwei Glößel Weingeist dazugießt. Dann rührt man die Brühe, aus der man die Herzen genommen und warm gestellt hat, durch ein Sieb, verlost sie mit 1—2 Glößel in Butter bräunlich geröstetem Mehl, salzet sie ab, wirzt mit Salz, nach Belieben mit etwas Weiskorn und Zitronensaft, und füllt die Sauce über die zerfchnittenen Herzen.

Vanillesuppe. Man läßt 2 bis 2½ Quart Milch mit einer kleinen, bis zu 2 Unzen zerfchnittenen Schote Vanille und 2 Unzen Zucker unter beständigem Rühren aufkochen, zieht die Suppe mit zwei bis drei Eigelben ab und rührt sie über zerbrochenen Zwiebeln oder mit Suppenmatronen an.

Gewürzter Kopschl. Einige feste, aber nicht große Köpfe Kopschl werden von den Dedblättern befreit, gebrüht und der harte Mittelstamm mit langem, spitzen Messer ausgehölet. Mit der Spindeln durch-zieht man die Köpfe reichlich mit Pfeffer-sen. Die Höhlung in jedem Kopf ist mit folgender feiner Fleisch-sauce zu füllen: Eine in Butter zer-schnittenen Kalbsniere, eine weiche rote Kalbszunge, Ropern, etwas Speck und fein zu wagen, man vermiehet sie mit geriebener Semmel, wenig ganzen Eiern, Pfeffer und Salz. Die feste Zunge wird gehörig eingebrüht, die Pfeffer-schliche mit Dedblättern des Kopschl zu schichten, die festgehoben werden. In eine reibene Kasserole legt man die Köpfe nebeneinander und gießt unge-fähr vier Finger hoch halb Weiskorn, halb harte Fleischbrühe daran. In dieser Brühe wird die Köpfe 2—2½ Stunden zu schmoren. Wenn möglich, ist noch Wein und Brühe nachzufüllen. Die Köpfe werden von den Fäden befreit und auf einer Schüssel angerichtet. Der Rest der Brühe wird mit einem Rindenschnitt anzurühren ist, vermieht, mit ein bis zwei Eiern ver-wirzt und als Sauce dazu servirt.